

Bücherschau

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **1 (1906-1907)**

Heft 2

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweiz.

Vincenzo Vela (1820—91). Dem tessinischen Bildhauer, dem Schöpfer des Spartacus, hat ein Landsmann, der tessinische Nationalrat Romeo Manzoni, ein stattliches biographisches Denkmal errichtet in dem mit 78 Abbildungen im Text und 26 Tafeln reich illustrierten Werke Vincenzo Vela. L'homme; le patriote; l'artiste. (Milan 1906. Ulrico Hoepli. 4°, 303 p.) Unbedingte Liebe, eine mit dem Stoff sich isolierende Begeisterung, nicht etwa vergleichende kritische Kunstwissenschaft, hat das Buch geschaffen, auf dessen Werturteile der deutsche Leser sicher da und dort für sich einen Dämpfer setzen wird, das aber doch just in seiner hellen Freudigkeit etwas Gewinnendes an sich hat. Denn Liebe zu seinem Mann bleibt doch des Biographen bester Teil, und war des Erwählten Arbeitsgebiet die Künstlerschaft, so wollen wir von warmherzigem persönlichem Anteil um so mehr erwarten. Vela der Künstler war, wie wir ihn hier näher kennen lernen, nur der Kern eines Menschen von prächtiger offener Männlichkeit, von leidenschaftlichem Anteil auch für andere Güter, als jene seiner Kunst, deren Ausübung ja freilich alle Dezennien seines Lebens mit Arbeit erfüllte. Er ist, der schweizerischen Heimat treu, und verflochten mit dem Ringen der italienischen Nachbarnation um Befreiung und Einigung, schweizerischer und zugleich italienischer Patriot gewesen, ein feuriger Freischärler, der mit seiner Flinte teilnahm an der Mailänder Erhebung von 1848, nachdem er zuvor daheim unter der Fahne gestanden, als es für die freisinnige Schweiz galt, den katholischen Sonderbund niederzuwerfen. In seinem zweiten Heimatlande Italien ist er auch an den Ereignissen von 1859 nicht unbeteiligt gewesen, wenn er auch damals nicht mehr zum Stutzen griff, und der Ertrag manches seiner plastischen Werke ist den politischen Refugianten und

der literarischen Propaganda für die Einigung Italiens zugeflossen. In seinem Kanton gehört er vor 1881 als freisinniger Politiker der gesetzgebenden Behörde an, bis im genannten Jahr ein Umschwung der Parteikräfte einen — Schneider an seine Stelle als Vertreter des Heimatdorfes Ligornetto, ganz im Süden des Kantons Tessin, setzte. Aber er war später noch Mitglied des tessinischen Erziehungsrates und als im Jahre 1890 ein „Putsch“, ein Revolutionchen, die konservative tessinische Regierung wegsetzte, geschah es nicht ohne den Zugzug des Künstlers zu der Schar der Liberalen. So war er ein rechter Schweizer in seinem politisch aktiven Geist, im entschiedenen Eingreifen in die Gestaltung der Öffentlichkeit, und was Manzoni darüber zu erzählen hat, gehört zum Fesselndsten seines Buches.

Durch das ganze Dasein Velas aber, von der Kindheit an bis ans Ende, geht das künstlerische Schaffen. Ein Steinhauer wurde er als blutjunges Bürschchen, als Steinhauer arbeitete er dann in Mailand am Dom, daneben Kurse in der Brera besuchend. Dann ging's aufwärts — „Vela farà Vela“, war ihm mit einem hübschen Wortspiel prophezeit worden. Das Segel (Vela) wird in volle Fahrt kommen — er konnte völlig zur Kunst übergehen, ein eigenes Atelier beziehen, und immer zahlreicher kamen die Aufträge. Das Standbild des die Ketten brechenden Spartacus, von den italienischen Patrioten als Symbol ihrer Aufgabe leidenschaftlich empfunden, belegte Velas Meisterschaft. Mazzinistischer Propaganda verdächtig, verließ Vela Mailand und kehrte nach Ligornetto zurück. Doch nochmals, im Jahre 1852, übersiedelte der Künstler nach Italien, nach Turin, und vierzehn Jahre ist er dort geblieben, zum Professor der Skulptur an der Akademie der schönen Künste ernannt, erstaunlich fruchtbar vor allem als Schöpfer von Grabdenkmälern. Erneuter Aufenthalt in Ligornetto folgte der Turiner Epoche und im schlichten

Heimatörtchen ist er geblieben bis an das Ende seiner Tage. Der Gedanke einer eidgenössischen höheren Kunstschule im Tessin beschäftigte ihn in den Achtzigerjahren äußerst lebhaft; es ward bisher nichts daraus, aber wie Gottfried Keller die Heimat, die schweizerische Eidgenossenschaft, zu seinem Erben einsetzte, so hat Vela jener die vollständige Sammlung der Modelle seiner Bildwerke hinterlassen. Das Vela-Pantheon in Ligornetto, von der Gotthardbahnstation Mendrisio in Bälde zu erreichen, ist ein nationales Gut, das schönste Denkmal Velas geworden. Die Bilderausstattung von Manzoni's großem opulent gedruckten Buch gibt eine reiche Anschauung von Art und Umfang von Velas bildhauerischem Werk. Die Ungleichwertigkeiten der Gebilde dieses Künstlers sind nicht zu verkennen, aber es sind darunter entschiedene Bekenntniswerke einer künstlerisch vollblütigen Persönlichkeit und der erstaunlich leichte Fluß in diesem ansgebreiteten Schaffen ist in alle Wege beachtenswert. Den prächtigen freien Mann aber muß man, wie wir meinen, aus der Biographie ohne weiteres lieb gewinnen.

f.

Familie Landorfer. Band I: Jä gäll so geit's! Band II: Der Houpme Lombach. Band III: Götti und Gotteli. Berndeutsche Novelle von R. v. Cavel. Umschlagzeichnungen von R. Mürger. Buchschmuck von G. v. Steiger. Verlag von A. Francke, Bern.

Ich liebe ein gutes Gedicht oder eine Erzählung im Dialekt. Ich habe sogar eine Schwäche dafür. Warum? Statt der Antwort will ich ein Gleichnis hersetzen: Ein Mann kehrt aus fremden Landen heim. Er hat alles gesehen, was die Welt Großes und Wunderbares bietet. Er hat dort gewelt, wo an schweigenden Ufern weiße Marmorpaläste aus dunklem Grün hervorschauen und schwarze Zypressen sich leise im flüsternden Winde wiegen. Er ist am Meeresstrand geseßen, als fern im Westen die blutrote Kugel der Sonne in den Fluten verschwand, und über den blauen See von Tiberias ist er gefahren, als sie im Osten in leuchtender Schöne wieder aufging. Die Palmwälder Indiens haben über seinem Haupte

gerauscht, die Wellen des Rio de la Plata haben in seine Träume geklungen, und zu der schweigenden Großartigkeit des amerikanischen Felsengebirges hat er den staunenden Blick erhoben. Er hat fremde Völker, fremde Sitten, fremde Sprachen und Einrichtungen kennen gelernt und kehrt nun nach langer Abwesenheit wieder in seine Heimat zurück. Es hat sich nicht vieles verändert, aber vieles scheint ihm fremd, weil er selbst ein Fremder geworden ist. Da hört er die Sprache der Heimat wieder, seine Muttersprache. Und wie mit einem Schlag wird alles wieder lebendig, was ihn einmal mit diesem Fleck Erde verknüpfte, alle Träume der Kindheit und alle Erinnerungen der Jugend; ein jeder der altbekannten Laute weckt eine Fülle der geheimsten Beziehungen und Gedanken, die auf dem Grunde der Seele geruht hatten, wie ein Schatz in einem tiefen Brunnen, über den das Wasser quillt und quillt, ohne ihn zu verändern: Er findet die Zugehörigkeit zu seiner Heimat und zu seinem Volke wieder.

Und deshalb liebe ich ein im Dialekt geschriebenes gutes Buch so sehr: Weil es uns durch das Medium der dem betreffenden Volke eigentümlichen Sprache hineinführt in dessen ureigenstes und tiefstes Wesen; weil nur dadurch alle seine Besonderheiten und feinsten charakteristischen Züge voll und ganz wiedergegeben werden können; weil uns daraus die ganze urwüchsige und unverfälschte Volksseele entgegentritt, der ungebrochene Duft der Scholle, wo diese Sprache zu Hause ist. Dieses Ureigenste und Naturwüchsige macht ja mit zum größten Teil die gewaltige Wirkung des genialen Dorfpfarrers von Lützelflüh aus, macht uns J. P. Hebel so wert, zieht uns an dem geradezu klassischen „Quickborn“ des uns in seinem Ausdruck doch so schwer verständlichen Niedersachsen Klaus Groth so mächtig an, und wenn man eine sogenannte „hochdeutsche Übersetzung“ des köstlichen Fritz Reuter in die Hände bekommt, so möchte man aus Ärger am liebsten die Wände hinauslaufen.

Daß der ernstzunehmenden Dialektdichtung ein hoher Wert zukommt, liegt nach dem Gesagten auf der Hand, und wenn man

ihr selbst in literarischen Kreisen vielfach nur sekundäre Bedeutung beimisst, so ist das höchstens zu bedauern, ändert aber an dem festgestellten Faktum nicht das Geringste.

Den besten Beweis für die Wahrheit der vorstehenden Sätze liefert uns R. von Tavel mit seiner köstlichen Novellensammlung. Man braucht nur einen Blick hineinzuwerfen, um sofort die bernische Volksseele in allen ihren Eigenheiten und feinsten Schattierungen, in ihren vornehmsten, wie in ihren einfachsten Vertretern, vor Augen zu haben. Er schreibt zum Beispiel:

„Es het gfyfchteret, und dem Ratsherr sy Visite=n=isch scho lang furt gsi. I der Äf-stube=n=isch uf em Tisch, z'mitts zwüsche blau bliemelete Täller und Caffe=n=e währschafftli Öllampe gschtaunde=n=und het müetterlech, heimelig uf e brune Tisch abe gschine. U der einte Syte vom Tisch isch d'frou Ratsherri gsässe=n=und het a mene shawle ghäägglet. Singgs vo nere het uf der servante der Cheeschffel gühnet nnd gsuret und rächts näbe sech het si es höchbeinigs Arbeitschörbli gha, i däm sech langsam, Ruck um Ruck, ds wullig Chlungeli dräit het.

Ohni vo der Arbeit ufz'luege, seit na mene Chehrli d'Mama: „Mimi, gang rüef dem Papa, ds Züseli richtet gloub a.“

Ds Mimi — so het nämlech d'frou Dilbrecht ihrem Döchterli gseit — isch im fyschtere=n am fänfchter gsässe=n und het ds Büüßi uf der Schoß goumet. Es isch ufgschtande, het ds Büüßi a Bode gschstellt und isch use gange. Ds Büüßi het verschtuunet umegluegt und e grüüsleche Buggel gmacht. Nache=n isch es gäge d'frou Ratsherri zue, het mit dem Chopf es paarmal a=n-es Schtuelbei gmüpfet nnd isch der frou am jupon nmegechtriche. Si het sech desse nüt gachtet und wyter ghäägglet.

Undereinisch chunt ds Züseli yne mit nere=n-Omelette=n=und brüelet: „E di wüeschti Chätz! Wotsch abe, psch, psch!“ D'frou isch erschlüpfet und luegt; aber ds Büüßi isch scho uf und dervo gsi. „Was het si gemacht?“ — „He uf em Tisch ghocket isch si und het der Anke=n-abgschläcket, di Täsche.“ — „Nei gwüß. Nimm ne=n=use=n=und tue ds Wüeschte=n=

abschnyde.“ Ds Züseli het der Anke gnoh und isch gange. D'frou isch ufgschtande, het d'Arbeit und ds Chörbli uf d'Syte ta und het i der große gäle grecque der Café abrüiht.“

Oder an einem andern Ort:

Am 4. Merz hei d'Franzose ne Schynangriff gäge Gümmele gmacht. Me het zwar meischteteils nume vo wytem über d'Saane=n=übere kanoniert und enandere nid hert weh ta, aber toll gchlepft het's, und d'Bärner hei gloubt, es gäb e Houptschtof, und drum hei si alli verfügbare Truppe z'säme zoge=n=und ghörig Schtellung gnoh. Uf der Höchi, vo der Brügg, gäge Morge, isch e Scharfshützekompagnie en tirailleurs poschtiert worde, uud under dene Scharfshütze=n=isch e=n=edle Wettyfer gsi, jede franzos, wo zur Brügg abe het welle, z'Bode z'fnalle. I mene Gschtrüpp z'vorderscht am Bord sy öppe=n=es halbs Doze dere Scharfshütze=n=am Bode gchneuet und hei passet. Alli hei uf ne=n=einzige Punkt, uf ne Zuunlücke=n=am änere Saanebord gluegt, und so gwüß, das e franzos a där Lücke vorby cho isch, so gwüß het's ne puht. Gwöhnlech hei drei oder vier grad mitenandere gschoffe. Jedesmal, wenn's wieder Eine gä het, so hei di Scharfshütze häll uf glachtet und gjuhet. Aber o jedesmal het der grösch vo dene Schütze=n=öppis appartigs gha z'plafere. Der erscht franzos, wo si bodiget hei, het er welle=n=i ds Ohr troffe ha. „Gäu, dir han=i ds Wattepöueli yhe-gschoppet,“ het er gemeint. Nachem zwöite Schutz het er gseit: „Heit der gseh, wie däm d'Schtofzäng us der Schnöre gumpet sy? I ha=n=ihm grad düre=n=ungere Chifu gschoffe.“ — Nach em dritte Schutz het er welle ha, er heig der franzos grad exakt i d'Schtirne troffe, ds Hirni heig bis i Öpfelbaum ufegschprüht. Aber nachem dritte Schutz het du di Herrlechkeit es Änd gnoh. D'Franzose hei das wackere Truppeli beobachtet und e Kanone druuf gericht, und no bevor di Scharfshütze=n=ihri Schtuzer wieder hei glade gha, chutet's ob ihrne Chöpf düre, und es paar Schritt hinderne tätscht's i Bode=n=yne, daß d'Mutte höch ufgsloge sy. „Tuusige-Donner,“ seit der Läng, „jitz chunt's

nid guet, i gange," und i länge Sätze=n-isch er bis i di nächschti Tüele pächiert. Syni Kamerade hei glachet uud sy-n-ihm langsam nachtrappet. Dir wärdet scho errate ha, wär dä Muschterschütz isch gsi: der Chrischte vo ds Herr Frischigs. I der Tüele=n-unde hei si wieder glade. Da seit Eine zum Chrischte: „Du hest ja kei Füürschtei im Hane.“ — Richtig er het gefühlt. „He, z'Donner," meint der Chrischte, „jitz isch mer dä ob em Schpringe-n usesheit.“ „Ja warum nid gar," antwortet e Dritte, „du hest auwäg gar keine drin gha, du Schturm, du hest gar nid geschosse.“ — „Gar nid geschosse, was nid geschosse? — du dumme Hung, hest nid gseh, wie-n-i se bricht ha, ihne-u-ume-n-angere?“ — „Du tuest ja geng d'Uhge zue, wenn d'der Schutz wosch ablah," überchunt er ume. Mittlerwyle het Eine dem Chrischte sy Schtuzer gnoh und der Kadstoch dry geschosse=n-und fahrt afah lache wie-n-e-Marr. „Lue da, er geht ja nume no haub yche. Du hest gar nid geschosse, du Läu, du hest ume geng ei Schutz use-n-angere-n-ueche glade. Du wirsch no weue warte, bis si über d'Brügg chöme, u se de au mitenangere use la, he?" Und richtig, so isch es gsi. Der Chrischte het nid g'achtet, daß er kei Füürschtei im Hane gha het, und jedesmal, wenn er abdrückt het, het er d'Ouge zueta, der Chopf so wyt hindere gha, wie möglich, und wenn d'Schütz vo syne Kamerade geschlepft hei, so het er gemeint, syne syg o use. Daß d'Zündpfanne na jedem Schuß no voll Pulver gsi isch, het er i syr Afregung gar nid gmerkt, und daß der Schtuzer nit gestoße het, het er syr chrestige Natur zuegschriben-und dem fuerder Huddle, wo-n-er vor der rächte=n-Achse=n-und d'Uniform geschoppet gha het, dä Hßfeler. Me het du sy Schtuzer a mene Boum befehliget und e Paßfade-n-a Abzug bunde, für di drüfschi Kadig use z'la. Aber wolle, vo denn e wäg hei si-n-ihm ds blaguere verleidet. Wo si ne du später wieder i d'Schtellung füre gfergget und ihm e Füürschtei i Hane gschrubt hei und er sy Chunsch hätti sölle zeige, het er nid emal d'Brügg breicht, dä Tropf. Der Lütenant het seit, es nähm ue nume Wunder, wie

sch da Chrigel under d'Scharfschütze verlosse heig. Aber der Wachtmeischer, wo näben-ihm gestand=n-isch, het gemeint: „Jä wou, Herr Lütenant, dä het ihnich no guet geschosse, wo-n-er no da himme gsi isch, im Eggwiu hinger, u tou Miuch trouche het. Weder äbe, der Schnaps u d'Brichi chü's nid guet z'säme.“

Wie prächtig ist das nicht alles gesagt und dargestellt? Milieu, Situationen, Charaktere und vor allem die Sprache vereinigen sich hier zu einem Ganzen, wie man es in einer Dialekterzählung wohl selten in solch künstlerischer Vollendung zu Gesicht bekommt. Wiewohl diese Novellen in einer für uns längst abgestorbenen Zeit spielen, haben wir beim Lesen doch sofort die Empfindung des unmittelbaren Miterlebens, fühlen wir sofort heraus, daß diese Personen Geist von unserem Geist und Fleisch von unserem Fleische sind, daß wir unserm tiefsten Wesen nach noch ebensowohl Berner und Schweizer sind wie sie, mag auch die fortschreitende Kultur und die dadurch bedingte Erweiterung unseres geistigen Horizonts manches in unserer Ideen- und Anschauungswelt geändert und freier gestaltet haben. v. Cavel hat es eben verstanden seine Dichtungen aus der kleinlichen Beschränktheit zeitlich begrenzter Zustände und Ereignisse zu typischer Bedeutung empor zu heben. Sie haben dadurch nachgerade Ewigkeitswert bekommen und werden als der geradezu vorbildliche Ausdruck unseres Volkstums so lange bestehen und gelesen werden, als dieses Volkstum überhaupt existiert.

Zu alledem kommt noch die vollständige innerliche Gesundheit dieser Erzählungen. Von modernem Dekadententum mit seinem lästernen Herumreden um das rein Sinnliche, seinem Spekulieren auf die niedrigsten Instinkte im Menschen ist darin keine Spur vorhanden. Der Verfasser ist eben bei allem Mangel an kleinlicher Prüderie und Sittlichkeitsheuchelei selbst viel zu gesund, um nicht das Krankhafte und Wurmfischige in diesen Erzeugnissen überreizter und lästerner Köpfe zu erkennen. Hauptsächlich auch aus diesem Grunde kann jeder ernsthafte Mensch, der mit der schwülen Treibhauskunst des modernen Verfallzeitlertums nichts zu

tun haben will, nur aufs entschiedenste wünschen, daß diese vom Verlag auch äußerlich sehr hübsch ausgestatteten Novellen zum Gemeingut unseres Volkes werden, und zwar aller seiner Schichten. Sie sind geistige Volksnahrung im höchsten und besten Sinne des Wortes, die man nicht warm genug empfehlen kann. Dies war auch der Grund warum wir in dieser Kritik nur rückhaltslos anerkannten und die Erwägungen des kritteln- den Verstandes in bezug auf einige künstlerische Fehler, die natürlich hier wie in jedem andern literarischen Werke auch vorhanden sind, völlig in den Hintergrund drängten.

f. O. Sch.

Ausland.

Mozarts Briefe in Auswahl, herausgegeben von Dr. Karl Stork. (Band 12, II. Serie der Bücher der Weisheit und Schönheit.) Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. Preis geb. M. 2. 50.

Eine größere Freude und einen höhern Genuß als mit der Veröffentlichung dieses Bandes hätte der Herausgeber den Verehrern Mozarts nicht machen können. Mit großem Geschick und feinem Gefühl für das Wesentliche hat er darin alles weggelassen, was nicht unbedingt zu des Meisters Verständnis nötig war. Dadurch ist es ihm gelungen, uns das Bild sowohl des Künstlers wie namentlich auch das des Menschen Mozart in einer Weise nahe zu bringen, wie wir es bis jetzt in solcher Geschlossenheit und Einheitlichkeit überhaupt nicht kannten, trotz der dickleibigen Biographie von Otto Jahn, der umfangreichen Briefsammlung von Ludwig Nohl und der Mozartiana von Nottebohm. Es ist wirklich ein Genuß, in dieser bis an ihr Ende so kindlichen und naiv-fröhlichen Seele zu lesen, der jede Heuchelei und Verstellung fremd war. Allein der folgende Brief, den der damals schon lang in den Dreißigern stehende Meister seiner Frau von Dresden

aus schrieb, spricht in rein menschlicher Hinsicht mehr als ganze Bände trockener Biographie. Er heißt:

„... Liebstes Weibchen, hätte ich doch auch schon einen Brief von Dir! Wenn ich Dir alles erzählen wollte, was ich mit Deinem lieben Porträt anfangen würdest Du wohl oft lachen. — Zum Beispiel wenn ich es aus seinem Arrest herausnehme; so sage: grüß Dich Gott, Stanzerl! — grüß Dich Gott, Spizbub — Krallerballer — Spizignas — Bagatellerl schluck und Druck! — und wenn ich es wieder hineintue, so lasse ich es so nach und nach hineinrutschen, und sage immer, Nu — Nu — Nu — Nu —! aber mit dem gewissen Nachdruck, den dieses so vielbedeutende Wort erfordert, und bei dem letzten schnell: Gute Nacht, Maujerl, schlaf gesund! — Nun glaube ich so ziemlich was dummes (für die Welt wenigstens) hingeschrieben zu haben, für uns aber, die wir uns so innig lieben, ist es gerade nicht dumm — heute ist der sechste Tag, daß ich von Dir weg bin, und bei Gott, mir scheint es schon ein Jahr zu sein. — Du wirst wohl oft Mühe haben, meinen Brief zu lesen, weil ich in Eile und folglich etwas schlecht schreibe. — Adieu, liebe einzige — der Wagen ist da — da heißt es nicht brav, und der Wagen ist auch schon da — sondern — male. — Lebe wohl, und liebe mich ewig, so wie ich Dich; ich küsse Dich millionenmal auf das zärtlichste und bin ewig Dein Dich zärtlich liebender Gatte W. A. Mozart.“

Thomas Kerthoven. Roman von Korfiz Holm. Verlag von Albert Langen, München. Preis geb. M. 6. —

Freie Bahn. Roman von Anna Behnisch-Kappstein. Verlag von Carl Reißner, Dresden. Preis M. 4. —

Ideale Menschen. Schauspiel von E. Waldau. Verlag von Joseph Singer, Straßburg und Leipzig.

Für den Inhalt verantwortlich die Schriftleitung: Franz Otto Schmid in Bern. Alle Zuschriften, die den Textteil betreffen, sind direkt dahin zu richten. Der Nachdruck einzelner Originalartikel ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Schriftleitung gestattet. — Druck und Verlag von Dr. Gustav Grunau in Bern.